

Durch künstlerische Experimente Möglichkeitsräume öffnen

Interview mit Viola Schulze Dieckhoff und Hendryk von Busse

Als Diplomingenieur*in der Stadt- und Raumplanung haben sich beide sehr früh künstlerisch mit Fragen der Stadtgestaltung und Stadtpolitik auseinandergesetzt. Schulze Dieckhoff arbeitet an der TU Dortmund und ist zugleich engagiert bei »die urbanisten« e. V., Dortmund. Von Busse wirkt u. a. an der »Freiraumgalerie – Kollektiv für Raumentwicklung« in Halle/Saale mit, deren Mitbegründer er ist. <https://dieurbanisten.de/>, <https://www.freiraumgalerie.com/>
Interview durchgeführt von Christian Schulz

In euren sechs Thesen zur »Postwachstumsplanung« schreibst du, Viola, zusammen mit Christian Lamker: »Postwachstumsplanung braucht experimentelles und künstlerisches Handeln!« Was genau meint ihr damit?

Viola Schulze Dieckhoff: Christian Lamker und ich haben ja immer versucht, Postwachstum und Planung zusammenzuführen und haben gemerkt, dass es nicht immer salonfähig ist, über Postwachstum zu sprechen. Und so sind wir über diese sagbaren und nichtsagbaren, über diese »tu-baren« [durchführungsfähigen] und »nicht-tu-baren« Dinge darauf gestoßen, wie wichtig Experimente und Kunst sind. Eigentlich merken wir, dass das Wachstumsmantra des Wirtschaftens so nicht funktioniert und durchbrochen werden muss. Es gibt genügend wissenschaftliche Belege, die sagen: Die Zufriedenheit steigt durch mehr Geld und mehr Konsum nicht an, es gibt auch keinen direkten Bezug zu sozialer Gerechtigkeit, und das BIP wächst auch durch die Klimakatastrophen und durch Krankheiten. Das sind Fakten, aber es nicht immer so einfach, darüber zu sprechen und daran anzuknüpfen, weil einen das schnell in ein gesellschaftliches »Off« transportieren kann. Und sagen wir eben, dass es durch »Experimente« möglich ist, so eine Art Schutzraum zu öffnen – viele sagen ja auch: Möglichkeitsfenster zu öffnen, Möglichkeitsräume zu gestalten – um zu überlegen, was wollen wir eigentlich, wie

wollen wir leben, wie wollen wir arbeiten? Jetzt erst einmal unabhängig von privatwirtschaftlichen Interessen und ohne politisches Kalkül (z. B. über die Wählerschaft nachzudenken), also ohne sich in seinen eigenen gesellschaftlichen Pfadabhängigkeiten zu bewegen. Kunst greift das ja ebenfalls auf, einerseits als Experiment oder Labor, Kunst ist ja aber auch verankert im Grundgesetz, und es gibt eine Kunstdfreiheit. Diese geht darüber hinaus, dass sich der Einzelne Gedanken machen kann, und schließt ein, dass man das auch tun kann, was man sich ausgedacht hat, und dass man sich darüber austauschen kann und auch neue Diskurse stärken kann. Kunst ist also zentral wichtig, weil sie auch in einem Produkt endet, sich materialisiert, vielleicht abseits dessen, was bisher als gesellschaftlich akzeptierte Norm erdacht und erarbeitet wurde. Aber auch das künstlerische Schaffen verändert bereits etwas, durch Performances wie z. B. Theater oder auch wenn man Fassaden gestaltet. Allein das Betrachten anderer löst bereits beim Betrachter etwas aus und verändert etwas in dem Verhältnis des Betrachters zu seiner Umwelt – und kann dadurch Neues schaffen. Kunst und Experiment sind daher ein möglicher Weg, die sozialökologische Transformation zu »befeuern«, indem man über die transformativen Aktionen der Kunst und des Experiments vielleicht zu einer transformativen Praxis findet. Es geht darum zu zeigen, dass das Verändern, das Verändernwollen und das Verändernkönnen auch Bestandteil dessen ist, was wir tun, und nicht nur das Behalten, Bewahren und Verhindern.

Wo siehst du, Hendryk, in deinen jüngeren Projekten Bezüge zum Thema »Postwachstum«? Welche Rolle spielt Kunst in der Imagination postwachstumsorientierter Lebenswelten?

Hendryk von Busse: Ich würde einfach mal das Beispiel der Wandgestaltung nehmen. Das Wandbild als Instrument der Stadtgestaltung selbst hat zunächst einmal keinen direkten Bezug zu Postwachstum. Aber dadurch, dass Mittel, Zeit und Empathie investiert werden, um städtische Oberflächen aufzuwerten oder ihnen Leben und Identität zu geben, ist es mehr als eine rein funktionale Gestaltung. Ansonsten hängt es schon sehr stark davon ab, wie man diese Wandgestaltung macht, was man damit macht. Wo ich einen Bezug sehe, ist zum Beispiel unsere Arbeit des »bürgerschaftlichen Quartierskonzepts«. Wir haben in Halle-Freienfelde über Wandbilder Leerstand belebt und ein Quartier wieder mir einer besseren Identität und einem

besseren Image ausgestattet, was sich auch auf die Lebensqualität niederschlägt. Dank der erhöhten Aufmerksamkeit wurde klar, dass ein Plan für diesen vergessenen Stadtteil her muss. Es war seitens der Stadt mutig zu sagen: Okay, wir haben nichts für diese Aufwertung getan, das haben Bürger gemacht, also sollen auch Bürger das Quartierskonzept gestalten, d. h. die Zukunft dieses Viertels. Dieses Quartierskonzept ist also als Folge von Kunst entstanden, und es hat viele Komponenten, die mit Postwachstumsplanung zu tun haben. Zum Beispiel einfach die Planung von innen, also nicht von außen, d. h. durch Investoren oder Sanierungsprogramme, sondern mit Ideen, Input, Wünschen und Bedürfnissen der Bevölkerung. Es gibt in diesem Quartierskonzept – basierend auf den Wünschen der Bürger*innen – viele Flächen für künstlerisches und experimentelles Handeln. Sei es ein Bürgerpark, in dem man gärtner kann, der aber auch offen ist für andere Projekte. Neben klassischen postwachstumsorientierten Aktivitäten wie Urban Gardening und Street Art gibt es einfach auch offene Flächen und Werkstätten, wo gar nicht definiert ist, was stattfinden muss, und die flexibel sind – auch auf Dauer.

Dieses bürgerschaftliche Quartierskonzept hat auch einige Leitlinien zur Entwicklung des Immobilienbestands verfasst, z. B. wie Eigentümer zusammen kommen können, um Immobilienprojekte genossenschaftlich zu konzipieren. In dem Prozess zur Erarbeitung des Quartierskonzepts ist ein enges Netzwerk aus Bewohnern und Immobilieneigentümern entstanden; diese Nachbarschaftlichkeit war eine wichtige Grundlage für die weitere Auseinandersetzung.

Kunst ist also auch ein Vehikel, um gesellschaftliche Teilhabe und demokratische Partizipation in der Stadtteilgestaltung zu fördern. Könnt ihr das weiter ausführen?

Viola Schulze Dieckhoff: Ich weiß noch, wir haben unser erstes Street-Art-Festival 2012 durchgeführt, und danach schrieb Benjamin Davy: »Frau Schulze Dieckhoff, Sie haben so ein tolles ›Gemeinsamhaben‹ geschaffen!« Und genau das war es auch, was wir damals geschaffen haben. Es gab damals keine wirtschaftlichen Interessen, wir waren frische Studienabgänger, finanziert durch kleine Jobs, und hatten ein großes Netzwerk. Wir konnten also viel Ehrenamt in eine Vision stecken, indem wir gesagt haben, wir würden gerne in dem Quartier malen, auch zusammen mit den dort lebenden

Menschen. Wir haben dieses Festival damals mit weit unter 30000 Euro bestritten und über 5000 m² Wände gestaltet. Das war ein Tauschprozess. Dadurch, dass wir nicht so viel hatten, aber künstlerisch etwas geben konnten – die Fassadengestaltung, die Bespielung von Stadtraum. Wir haben das getauscht mit ortsansässigen Firmen (z. B. Anbietern von Hebebühnen), den Wirtschaftsakteuren im Quartier, und jeder hat das gegeben, was er konnte. Damals war das schon so eine kleine Welt, die wir schaffen konnten. Gerade dieser demokratische Aspekt hat mir noch einmal deutlich gemacht, dass man Kunst unterschiedlich einsetzen kann. Während Kunst in der repräsentativen Demokratie eingesetzt oder gar instrumentalisiert wird, um unterschiedliche Gesellschaftsgruppen einzubinden und teilhaben zu lassen, also eher gesteuerte kreative Prozesse eingeleitet werden, die auch für die Planung von Nutzen sein können, gibt es auch die anarchistischere Form von Kunst, also die ungefragte Mitgestaltung von Raum – z. B. durch Graffiti oder die oft sehr wachstumskritische Street Art. Die Anfänge des Street-Art-Festivals hatten viel mit Selbstermächtigung zu tun, dieses gemeinsame Schaffen im Quartier und das Bewusstsein: Ich kann und möchte meine Stadt mitgestalten. Wir haben die Fassaden damals auch benutzt zum Wachrütteln. Es hat sich schnell eine kleine Bürgerinitiative gegründet, die unsere Bilder nicht so toll fand und betonte, dass die Probleme vor Ort eher im Bereich der Sauberkeit und Sicherheit auf der Straße lagen. Und so gab es eine zweite Gruppe, und Meinungspluralismus in der Stadt wurde auch öffentlich sichtbar.

Euch ist es also gelungen, viele Menschen vor Ort zu mobilisieren. Wie hat die Planung darauf reagiert?

Hendryk von Busse: Im Fall der »Freiraumgalerie« war es in der Tat zunächst so, dass die Stadtplanung versucht hat, sie zu verhindern, da viel zu oft das Wort »Graffiti« gebraucht wurde und nicht der Begriff »Wandbilder in der partizipativen Stadtgestaltung«. Aufgrund der negativen Assoziation des Begriffs »Graffiti« gab es damals die Angst, dass das Image des Quartiers sich weiter verschlechtern könnte – noch mehr stigmatisiert.

Viola Schulze Dieckhoff: Dazu kam, dass man damals dabei war, alle Aktivitäten auf die Innenstadt von Halle zu lenken, also dass Halle-Ost quasi abgeschrieben war. Die Kräfte sollten woanders gebündelt sein.

Hendryk von Busse: Die Stadt hatte damals kein Entwicklungskonzept für das Viertel. Dementsprechend gab es auch gar keine Pläne, in die unsere Pläne womöglich *nicht* reingepasst hätten. Das ist ja oft die Legitimation, um andere Planungen zu untersagen. Die Nichtbehandlung des Viertels hat die Stadt also selber in eine Art Handlungsunfähigkeit versetzt. Als unser Ansatz kam, hatten wir anfangs also eine gewisse Toleranzbasis. Das Viertel hat sich sehr gut entwickelt und ist auch sehr stark gewachsen. Viele Häuser wurden saniert, viele Menschen sind zugezogen, mehr Bürger haben sich für den Raum engagiert – das hat die Stadt auch bemerkt und kam unter Handlungsdruck. Denn es wurde schnell peinlich, da das Viertel sichtbarer wurde und zugleich die Handlungsunfähigkeit der Stadt offenkundig und auch in den Medien diskutiert wurde. Daher kam meiner Meinung nach der Bewusstseinswandel in der Stadtplanung von Halle, dieses Zugeständnis zu sagen: Wir machen da jetzt etwas Besonderes, wir legen da nicht einfach ein Sanierungsgebiet drauf und engagieren nicht einfach ein klassisches Stadtplanungsbüro, das ein Entwicklungskonzept erarbeitet, sondern wir machen jetzt den Schritt des bürgerschaftlichen Quartierskonzepts, um Partizipation oder Bevölkerungsbeteiligung als Maxime zu testen und daraus auch zu lernen. Dieses Labor also, welches wir angestoßen hatten, konnte so weiterbetrieben werden.

Was würdet ihr euch aus Sicht der Kunstschaffenden von der Planung wünschen?

Viola Schulze Dieckhoff: Was mir Planer aus der Verwaltung immer wieder hinter vorgehaltener Hand sagen, ist in etwa: Wenn ich irgend etwas anders machen wollte – spätestens im Stadtrat würde das kippen. Sie sind immer dem politischen Prozess und den Stadtratsbeschlüssen ausgeliefert. Ich glaube, da könnte oder müsste Planung anders agieren, indem sie mehr zur politischen Meinungsbildung beisteuert. Zum Berufsfeld der Planenden gehört meines Erachtens nicht nur, einen Konsens herbeizuführen, sondern auch, mehr Fakten zu vermitteln, herauszutragen, was in der Stadt eigentlich getan werden muss, und so den Diskurs zu befeuern. Mit einer wachen Stadtgesellschaft könnten dann auch mehr Chancen für progressivere Stadtratsbeschlüsse erreicht werden. Und da ist Kunst und künstlerisches Schaffen auch ein guter Ansatzpunkt für Planer zu sagen: Wir müssen eigentlich diese Orte des Schaffens mehr fördern, da Kunst ein wesentlicher Baustein von Demokratie ist, wichtig für das demokratische Aushandeln.

Wir hatten schon öfter die Diskussion über die Idee des »Bannwalds«, also einen Bereich, in dem man die Dinge so lässt, dass sich natürlich etwas Neues entwickeln kann. So etwas zu übertragen auf die Stadt könnte heißen, man schafft eine Art »Kulturschutzraum« und führt eine entsprechende Flächenkategorie in die formale Planung ein, auf regionaler und kommunaler Ebene. Auch für Gemeineigentum und Gemeinwirtschaft könnten Flächen vorgehalten werden. Planer könnten hier Meinungsführer werden in einem Aushandlungsprozess.

Wenn ihr ein bedingungsloses Förderstipendium für ein Kunstprojekt im Zusammenhang mit Postwachstum und Raum erhalten würdet, das euch über ein Jahr finanziert und benötigte Sachmittel bereitstellt, welche Art von Projekt würde euch am meisten reizen?

Viola Schulze Dieckhoff: Besonders reizen würde mich ein Vorhaben zu dem sehr aktuellen Themenkomplex »Klimaanpassung und Mobilität«. Für mich wäre es sehr interessant, die diskutierten Analysen und Pläne im Stadtraum sichtbar zu machen. Wo werden sich Flächen besonders erhitzen, wo besteht Überflutungsgefahr usw. – und das künstlerisch darzustellen, sei es durch Straßenmarkierungen, aber auch über Formate des Austauschs mit der Bevölkerung, um zu informieren und zu reflektieren, Eindrücke zu sammeln. Und damit verknüpft sich die Frage, wie eine Mobilitätswende befördert werden kann. Mein Schaffensort, den ich dann gerne hätte, wäre ein Parkplatz mit einem rollbaren Containerbüro, das symbolisiert, dass jeder Parkplatz, den wir kostenfrei bereitstellen, alternativ ein Ort sein könnte des produktiven Schaffens, der einen gesellschaftlichen Mehrwert erzeugt. Aus meinem Büro auf diesem Parkplatz sollten dann zahlreiche künstlerische Projekte entstehen, die der Wissensweitergabe und Diskussion dienen.

Seht ihr grundsätzlich eine Tendenz, dass Kunst von Planung, Politik und Wissenschaft zunehmend als wichtiges Element in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit Raum anerkannt wird?

Hendryk von Busse: Zunächst wäre ich geneigt zu sagen: Ja, das Interesse ist da, und die Rolle von Kunst wird erkannt. Ich finde übrigens auch, dass jede Form von Wachstumskritik salofähig geworden ist und in allen Feuilletons jedweder Couleur zu finden ist. Ich finde aber, dass insgesamt eher die

Antwort »Nein« passt, da nur »gute« Kunst anerkannt und gefördert wird. Das schöne Graffiti oder Wandbild, ja, das ungewollte Graffiti oder Tag, gilt dagegen als Schmiererei. Es gibt Normierungen und Bezeichnungen dafür, die weit unter der Gürtellinie liegen. Die Frage muss gestellt werden, welche Kunst wird gewollt und als Auseinandersetzung mit Raum anerkannt. Mein Gefühl ist: Die gegenwärtigen Diskussionen machen den Wert des Schönen noch wichtiger und verengen so das Verständnis von Kunst.

